

Über die Herausgeberin:

Isabelle Toppe studierte Deutsche Philologie, Publizistik- und Medienwissenschaften sowie Komparatistik in Berlin und Aarhus (Dänemark). Sie arbeitet in der Verlagsbranche und lebt in München.

Isabelle Toppe (Hrsg.)

*Meister
des Mordens*

Best of Crime

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Originalausgabe Juni 2018
Droemer Taschenbuch
© 2018 Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur GmbH
Coverabbildung: Getty Images / Christian Link / EyeEm;
Getty Images / Renphoto
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-30639-0

2 4 5 3 1

Inhalt

Sebastian Fitzek Was für ein Tag?!	9
Val McDermid Der Whisky-Pfarrer	21
Thomas Kastura Des Lebens unendlicher Klang	33
Nina George Das Herz des Menschen	71
Torkil Damhaug Die Hand	95
Tatjana Kruse Tot, aber glücklich	117
Olivier Truc Tie-Break in Bandol	147
Judith W. Taschler Operation Mozartkugel	177
Wolfram Fleischhauer Acht Milliarden Grad Fahrenheit	201

Antonia Hodgson	
Die dreizehnte Leiche	227
Bernard Minier	
Das vergessene Blut	259
Eine Auswahl der wichtigsten Krimi- und Thriller-Auszeichnungen	275

Sebastian Fitzek

Was für ein Tag?!

*»Wenn einer einen Menschen tötet, so ist es,
als ob er eine ganze Welt getötet hat.«*

Talmud und Koran

08.45 Uhr

Was für ein Tag!

Und dabei hatte ihn die alte Hexe noch gewarnt, heute nicht ins Büro zu gehen.

Hatte ihm den Einkaufswagen vor die Füße geschoben, in der sich die Plastiktüten stapelten wie auf einer Miniaturmüllhalde. Mit dreckigen Schlieren und einem wirren Grinsen im Gesicht hatte sie ihn angesprochen. Heute. Zum ersten Mal seit knapp dreieinhalb Jahren, in denen sie sich täglich begegneten und er die Obdachlose täglich aufs Neue verdrängte, kaum dass er ihr die wenigen Münzen in den Becher geworfen hatte, der mit Draht an ihrem Wagen befestigt war.

»Gehen Sie lieber nach Hause!«, hatte die Alte ihm hinterhergerufen. Und er musste zugeben, als er die Hutschachtel betrat, hatte er für einen kurzen Moment gedacht, dass er besser auf ihren Rat gehört hätte.

Der winzige Konferenzraum verdankte seinen Namen der Tatsache, dass er ursprünglich als Kopierzimmer geplant war, also keine Fenster hatte. Doch mit dem Wachstum der Firma hatten sich auch die Kopiergeräte vermehrt, und die vielen Geräte für über hundertachtzig

Mitarbeiter passten nicht mehr in die Hutschachtel, weswegen man heute Besucher darin parkte.

Unerwünschte Besucher.

Zeitfresser, bei denen es die Aushilfe am Telefon verbockt hatte, sie abzuwimmeln. Solche wie diese merkwürdige Familie: Vater, Mutter, Kind.

Zeitfresser eben.

Es war 08.27 Uhr am Dienstagmorgen. Auf Marcs Plan standen vier Telefonkonferenzen, ein Business-Breakfast, drei Meetings und ein Jour fixe mit den indischen Investoren. Er musste in den nächsten Stunden irgendwie das Zwanzig-Millionen-Problem lösen, damit die Firma nicht gegen die Wand fuhr. Mit ihm auf dem Vordersitz. Unangeschnallt und ohne Airbag.

Ja, er hatte sich verzockt, würde schon nächsten Monat die Kredite nicht mehr bedienen können, und vermutlich wäre seine Zeit besser genutzt, hätte seine Sekretärin einen Termin mit einem guten Scheidungsanwalt vereinbart und nicht mit den Schröders hier. Übergewichtige Eltern, offiziell im besten Alter, bei näherem Hinsehen aber schon im Herbst ihrer Hoffnungen. Sie gingen wohl gerade noch als Mittelklasse durch, Kleinstadtbürger, zwei Wagen, drei Hypotheken, ein Kind, das einmal die Autowaschanlage übernehmen sollte, jetzt aber offenbar andere Pläne hatte, die sich in einer kleinen schwarzen Tupperware-Kiste versteckten. Sie stand mitten auf dem Tisch, an dem sie saßen.

»Herzlich willkommen«, sagte Marc und schüttelte dem Vater die Hand. Dessen Händedruck war fest, eingeübt, genau wie sein Lächeln. Der Mann hatte sich auf den Termin vorbereitet, betrachtete ihn wohl als Chance, dabei musste ihm doch schon das messingbeschlagene

Türschild signalisieren, dass die Firma an so kleinen Fischen nicht interessiert war.

Gruber & Hausmann investierten in Offshoreparks im Arabischen Golf, Pipelines in Brasilien oder Solaranlagen in der Antarktis. Nicht in picklige Schüler, die ihren Chemiebaukasten geplündert hatten.

»Danke, dass Sie sich die Zeit nehmen. Es wird nicht lange dauern«, sagte die Mutter des Fünfzehnjährigen, der bislang noch kein einziges Wort von sich gegeben hatte. Zehn zu eins, dass er schiefe Zähne hatte, weil die Eltern sich zwischen einer neuen Waschstraße und einem Kieferorthopäden entscheiden mussten.

»Die anderen Geldgeber haben uns schon am Telefon abgewimmelt.«

Die haben also bessere Empfangssekretärinnen, dachte Marc im Stillen und lockerte seine Krawatte. Hier drinnen war es schon nach zwei Minuten stickig. Was für ein Glück, dass man den Schröders nichts zu trinken angeboten hatte. Der Duft von Kaffee hätte seine Migräne nur verstärkt.

»Was haben Sie denn für uns?«, fragte Marc, ohne sich zu setzen.

»Nun, ähm, also, um ehrlich zu sein, wir verstehen es selbst nicht ganz.«

Gute Voraussetzungen, um mit uns ins Geschäft kommen zu wollen.

»Vielleicht erklärst du es ihnen, Kevin? Kev?«

Der Junge, der wie abwesend vor sich hin gestarrt hatte, zuckte mit den Achseln. Er kam Marc vor wie ein Teenager, der von seinen überengagierten Eltern zu einem Talentwettbewerb gezerrt worden war. Lustlos und unmotiviert befreite er die Tupperware-Kiste von ihrem

Deckel. Und dann geschah etwas, was Marc für den Rest seines Lebens nie wieder aus dem Kopf gehen sollte.

Es wurde hell. Richtig hell.

So hell, dass die Halogenscheinwerfer an der Decke plötzlich wie gedimmte Nachtlichter erschienen. Gleißende Strahlen fluteten den Raum und erhitzen ihn in den Bruchteilen von Sekunden um mindestens vierzig Grad.

»Oh, mein Gott«, schrie Marc, weil er das Gefühl hatte, blind zu werden. Selbst nachdem er reflexartig die Augen geschlossen hatte, schienen sich die Strahlen durch seine Lider brennen zu wollen.

Das ganze Spektakel dauerte keine drei Sekunden, dann wurde es wieder dunkel. Und schlagartig kühler. Kevin hatte die Box wieder geschlossen.

»Was ... was zum Teufel?«

»So haben meine Eltern auch reagiert«, sagte Kevin lakonisch.

»Was war das?«

»Ein Quinndox.«

»Quinn...? Was soll das sein?«

Marc rieb sich die Stirn.

»Haben Sie nicht hingesehen?«

»Nein. Ich wollte nicht, dass meine Netzhaut verglüht. Also, was zum Teufel hast du da in deiner Box?«

»Sagte ich doch schon, ein Quinndox. So nenne ich es jedenfalls.«

»Was nennst du so?«, wollte Marc wissen, jetzt schon mehr als verärgert.

»Die Energiequelle. Ist etwas kompliziert zu erklären, aber im Grunde funktioniert sie mit Sand und Sauerstoff.«

»Du veralberst mich.«

»Wieso sollte ich?«

Kevin blinzelte verwirrt.

Okay, dann mal der Reihe nach.

Marc zeigte auf die Schachtel.

»Wie viel Sand war dadrin?«

»Ist.«

»Bitte?«

»Er ist immer noch da. Er wird nicht weniger. Und die Menge ist irgendetwas zwischen einem halben und einem viertel Mikrogramm.«

»Ein halbes ... Mikrogramm?«

»Ja.«

»Und das erzeugt diese Wärme?«, fragte Marc kopfschüttelnd.

»Die Energie reicht für etwa 350 Millionen Kilowattstunden.«

Jetzt fing Marc an zu lachen.

»Alles klar. Du willst mir erzählen, dass diese Tupperware-Dose ein Land mit, lass mich nachdenken, schätzungsweise achtzig Millionen Einwohnern, also ein Land in der Größenordnung von Deutschland, über ein Jahr lang mit Strom versorgen könnte?«

Er winkte ab.

Das war ein Trick. Wenn auch ein guter. Marc schwitzte immer noch unter den Achseln und würde sich für das nächste Meeting ein neues Hemd anziehen müssen.

»Heben Sie sie hoch«, forderte Kevin ihn auf.

»Wie bitte?«

»Hier. Die Box.«

Widerwillig nahm ihm Marc die Kiste ab und staunte. Sie war leicht. Unnatürlich leicht. Er schüttelte sie. Keine Geräusche, nichts, was im Inneren herumkullerte. Nichts,

was auch nur annähernd in der Lage sein konnte, einen Raum wie diesen innerhalb weniger Atemzüge auf Saunatemperatur hochzuheizen.

»Wie funktioniert das?«, fragte er verblüfft.

»Das ist kompliziert«, sagte Kevin, und das war es tatsächlich.

Schon nach drei Sätzen hatte Marc den Faden verloren. Nach zehn Minuten – sie hatten mittlerweile den Konferenzraum gewechselt und saßen sich an einem blank polierten Mahagonitisch bei Milchshakes, Kaffee und französischem Gebäck gegenüber – war er so schlau wie zuvor. Auch die hastig einbestellten Partner tauschten staunend ungläubige, aber auch faszinierte Blicke.

Keiner verstand, was der Junge da in seiner Kiste hatte. Aber alle wussten: Es würde die Welt verändern.

In einer kurzen Atempause des jungen Erfinders (Kevin ratterte eine Formel nach der anderen herunter) nutzte Marc die Gelegenheit, um die entscheidende Frage zu stellen:

»Du sagst, wir könnten die Erde mit nur einer Handvoll Sand komplett mit Energie versorgen?«

»Für etwa 2,3 Millionen Jahre, ja.«

»Haben Sie irgendwelche Unterlagen darüber für uns?«, wollte Jakob wissen, der Älteste in der Runde und der Gewissenhafteste. Selbst er konnte seine Aufregung nicht verhehlen. Wie auch? Wenn das wahr war, dann präsentierte ihnen dieser Junge gerade die Lösung aller Probleme der Menschheit.

»Nein«, sagte Kevin.

»Nein?«

»Es gibt nichts Schriftliches«, bestätigte seine Mutter stolz. »Er hat das alles im Kopf.«

»Also keine Patentanmeldung?«

Kopfschütteln.

»Keine Veröffentlichung?«

»Nein.«

»Nicht einmal in einer Schülerzeitung?«

»Nope.«

»Wer weiß sonst noch davon?«

»Niemand. Wie gesagt, Sie sind der Erste, der uns einen Termin geben wollte.« Der Vater schüttelte ärgerlich den Kopf. »Und Kevin hat nicht viele Freunde. Er hat das ganz allein entwickelt.«

Nicht zu fassen.

Marc stand auf und trat an die großen Panoramafenserscheiben, obwohl er wusste, dass es unhöflich war, seinen Gästen den Rücken zuzukehren.

Aber er wusste auch, dass er diesen Moment, der so wunderbar und einzigartig war und der in seinem Leben nie wiederkommen würde, genießen musste. Sehr sicher würde er nicht einmal etwas annähernd Vergleichbares jemals wieder erleben.

Marc lächelte und sah die junge Morgensonne, die den schönen Tag ausleuchtete und die sehr bald Konkurrenz von einer Tupperware-Dose bekommen würde.

Er sah in die Straßenschlucht hinunter auf die Fahrzeuge und Menschen, die wie Spielzeugfiguren in alle Richtungen wuselten, ohne zu wissen, dass sich ihr Leben demnächst grundlegend verändern würde. Zum Besseren.

Denn auch das wusste Marc. Hier ging es nicht nur um Geld. Nicht allein um das Zwanzig-Millionen-Problem, das jetzt keines mehr war. Sondern es ging um genau das, weshalb er mit dem ganzen Quatsch überhaupt angefan-

gen hatte. Sein Studium, die Hundertzwanzig-Stunden-Wochen, die durchgearbeiteten Weihnachtsfeiertage, all die Entbehrungen, die ihn in diese Position gebracht hatten. Davon hatte er geträumt, seit er ein kleines Kind war: von der Möglichkeit, etwas Bedeutendes zu erschaffen. Etwas, das von Dauer war und das Leben auf der Erde zum Besseren gestalten würde.

»Ich danke Ihnen, dass Sie zu uns gekommen sind«, sagte Marc und bemühte sich, nicht allzu euphorisch zu klingen. Was ihm nicht gelang.

»Dann werden Sie uns unterstützen?«, wollte der Vater wissen.

Oh ja. Und wie er das tun würde.

Was für ein Tag!

Marc lächelte in sich hinein.

Was, wenn er auf die alte Hexe gehört hätte, zurück zur U-Bahn gegangen und nach Hause gefahren wäre?

Gar nicht auszudenken.

Dann würde er jetzt hier nicht stehen.

Marc sah auf seine Armbanduhr und lächelte. Ort, Datum und Uhrzeit wollte er sein Leben lang nicht wieder vergessen. Alles würde sich ändern.

Hier in New York.

Am 11. September um 08.45 Uhr.

Im 82. Stock des World Trade Centers.

Über den Autor

Sebastian Fitzek, geboren 1971, ist Deutschlands erfolgreichster Autor von Psychothrillern. Er studierte Jura, promovierte in Urheberrecht und arbeitete als Chefredakteur und Programmdirektor für verschiedene Radiostationen in Deutschland. Seit seinem Debüt *Die Therapie*, das 2006 erschien und für den Friedrich-Glauser-Preis nominiert wurde, ist er mit allen seinen Romanen ganz oben auf den Bestsellerlisten zu finden. Seine Bücher werden mittlerweile in vierundzwanzig Sprachen übersetzt und sind Vorlage für internationale Kinoverfilmungen und Theateradaptionen.

2016 wurde Sebastian Fitzek als erster deutscher Autor mit dem Europäischen Preis für Kriminalliteratur ausgezeichnet. Im Jahr 2018 übernahm er die 11. Poetik-Dozentur der Universität Koblenz · Landau. Der Autor lebt mit seiner Familie in Berlin.

Bei Droemer Knaur erschien zuletzt sein Psychothriller *Flugangst 7A*, der Platz eins der *Spiegel*-Bestsellerliste erreichte.

Mehr über den Autor unter www.sebastianfitzek.de

Lust auf weitere Hochspannung mit

Sebastian Fitzek?

Die Fitzek-Box

zum zehnjährigen Jubiläum

Mit zehn Bestseller-Thrillern ist die Box ein unverzichtbares Lese-Ereignis für alle Fitzek-Fans.

Die Box enthält *Die Therapie, Amokspiel, Das Kind, Splitter, Der Seelenbrecher, Der Augensammler, Der Augenjäger, Abgeschnitten, Der Nachtwandler, Passagier 23* – jedes Buch im separaten Schuber.

Die hochwertige limitierte Sonderedition vom größten deutschen Thrillerautor!

»Sebastian Fitzek – Mann für die Bestseller«
sueddeutsche.de

KNAUR 

Val McDermid

Der Whisky-Pfarrer

Aus dem Englischen von Doris Styron

Über John French, unseren Pfarrer, sind zwei Dinge allgemein bekannt: Er trinkt gern ein Gläschen, und seine Frau lässt nicht zu, dass auch nur ein Tropfen Alkohol im Haus ist. Deshalb verbringt er möglichst viel Zeit außerhalb und lässt es sich bei seinen Gemeindemitgliedern gut gehen. Selbst die strengsten Abstinenzler, trockenen Alkoholiker und die drei englischen Familien haben begriffen, dass sie für den Pfarrer Whisky im Haus haben müssen. Neue Gemeindemitglieder, die sich noch nicht auskennen, bekommen bei seinem ersten Besuch eine handfeste Version der Hochzeit zu Kana zu hören, begleitet von Mr Frenchs vielsagendem Augenzwinkern und ausdrucksstarker Gestik. Wenn sie diesen Wink mit dem Zaunpfahl nicht verstehen, erwähnt er gegenüber einem der Kirchenältesten nebenbei, der Soundso verstehe doch recht wenig von Gastfreundschaft. Vor dem nächsten Besuch des Pfarrers nimmt ihn sich der Kirchenälteste dann zur Brust. Glauben Sie mir, die meisten Leute brauchen keine zweite Ermahnung.

Aber damit wir uns nicht missverstehen. Mr French ist kein Säufer. Ich bin in Inverbiggin geboren und aufgewachsen und habe nie erlebt, dass der Alkohol ihm geschadet hätte. Ich kenne die Trinker bei uns im Dorf, und der Pfarrer gehört nicht zu ihnen. Na gut, vielleicht geht er mit einem etwas verschwommenen Blick durchs Leben, aber das kann man ihm kaum vorwerfen. Wir brau-

chen doch alle etwas, das uns bei der Bewältigung unserer Enttäuschungen hilft. Und dem Pfarrer wird das nun weiß Gott rund um die Uhr abverlangt. Denn ich glaube auf keinen Fall, dass er in seiner Lebensplanung vorgesehen hatte, seine letzten Tage in Inverbiggin zu verbringen.

Auf Hochzeitsfotos habe ich Mr French in seiner frühen Zeit hier gesehen. Mein Gott, der sah so was von gut aus! Selbst jetzt ist ihm das noch anzumerken, auch wenn er inzwischen eindeutig seine beste Zeit hinter sich hat. Aber damals wirkte er wie eine Kreuzung aus Robert Redford und dem Typ Popstar, der auch Ihrer Oma gefallen würde. Eine dichte Mähne rotblonder Haare, ein kantiges Kinn, breite Schultern und blendend weiße Zähne, die perfekter waren als die meisten Gebisse, die man in der hintersten Provinz von Stirlingshire damals zu sehen bekam. Sein Äußeres hat zwangsläufig nachgelassen, auch wenn er mit den meisten Männern hier noch gut mithalten kann. Wichtiger ist, dass er immer noch blendend predigt. Mindestens die Hälfte seiner Gemeinde besteht aus Nichtgläubigen – wenn nicht gar regelrechten Atheisten –, aber sie kommen sonntags trotzdem ausschließlich wegen des Vergnügens, ihn zu hören. Wenn er spricht, ist das besser als alles, was es im Fernsehen gibt, weil es mit unserer Gemeinde zu tun hat. Stellen Sie sich also vor, welch guter Fang er war, als er damals hier antrat: gut aussehend *und* ein guter Prediger. Sein natürlicher Wirkungsort wäre selbstverständlich eine Vorzeigegemeinde in Glasgow oder Edinburgh gewesen. Der Mann hatte das Potenzial, der zukünftige Ex-Repräsentant der Generalversammlung der Kirche Schottlands zu werden.

Offensichtlich ging etwas in seiner Laufbahn ziemlich schief, dass er hier endete. Selbst Inverbiggins wohlwollendste Fürsprecher müssten zugeben, dass der Ort fast schon am Arsch der Welt liegt. Ich weiß nicht, was er in grauer Vorzeit einmal verbochen hat, das seinen Ruf ruinierte, aber es kann nichts Triviales gewesen sein, da es ihn so weit weg ins Exil beförderte. Allerdings war die Kirche von Schottland vor ungefähr dreißig Jahren, als er hierherkam, der strengen kleinen Freikirche noch viel näher, als das heutzutage der Fall ist. Möglicherweise hat er sich also nur sonntags mal kurz auf eine der Schaukeln im Park gesetzt, die eigentlich hätten festgebunden sein müssen. Wie auch immer. Irgendwie muss er jemanden wirklich verärgert haben.

Ich weiß nicht, ob seine Frau die ganze Geschichte kennt, die hinter ihrer beider Exil steckt, aber sie weiß verdammt gut, dass sie in der Verbannung lebt. Und ihre natürliche Umgebung ist das hier auch nicht. Eigentlich sollte sie in einem noblen Stadtteil Glasgows oder Edinburghs schicke Empfänge geben, bei denen Spenden für Darfur und Gaza gesammelt werden. Einmal – und wirklich nur einmal – war sie bei einem Sommerfest so locker, dass sie mit mir sprach, als wir zusammen bei der Tombola aushalfen. »Er ist ein guter Mann«, sagte sie und ließ den Blick auf Mr French ruhen, der überall an den Ständen Hände schüttelte. Dabei warf sie mir einen Blick zu, der so scharf war wie Jessie Robertsons spitze Zunge. »Er verdient es, unter guten Menschen zu sein.« Was sie damit meinte, war klar. Und ich brachte es nicht übers Herz, ihr zu widersprechen.

Ihre offensichtliche Verbitterung wird durch die Liebenswürdigkeit ihres Mannes aufgewogen. French mag

wohl hochfliegende Pläne gehabt haben, aber dass seine Träume zerstört wurden, hat ihn nicht missgünstig und frustriert gemacht. Im Grunde ist es ziemlich erstaunlich, aber im Tausch gegen den Whisky hat er uns Mitgefühl und Verständnis geschenkt. Angetrieben durch den stetigen Nachschub an großzügig ausgeschenkten Drinks gelingt es ihm, genau das zu treffen, was wir alle von ihm brauchen. Und das ist keine Einbahnstraße. Je mehr er sich der Herausforderung stellt, unseren Bedürfnissen gerecht zu werden, desto edler ist der Whisky, mit dem er bewirtet wird.

Als er anfangs seine Besuchsrunden machte, setzten ihm die Leute irgendwelchen Fusel vor. Miese, gepanschte Sonderangebote, von denen man sofort eine Magenverstimmung bekommt, derbe Discounter-Eigenmarken, die einem die Geschmacksknospen von der Zunge schälen, üble No-Name-Rachenputzer von irgendeinem Schwager eines besten Freundes, die einen befürchten lassen, dass man erblindet. Aber nach und nach sprachen sich seine Taten als guter Samariter in der Gemeinde herum, bis es kaum noch einen Haushalt in Inverbiggin gab, der nicht von ihnen berührt worden wäre. Wir bedankten uns auf unsere spezielle Art, indem wir besseren Whisky anboten. Qualitätserzeugnisse, Single-Malt-Whisky, edle Marken lange gereifter Jahrgangswiskys. Eine Hand wäscht die andere.

Schaun Sie, wir alle finden Mittel und Wege, mit dem Leben in Inverbiggin fertigzuwerden. Der Pfarrer und seine Frau sind nicht die Einzigen, die sich einmal Besseres erhofft hatten. Vielleicht kann er gerade deshalb so gut mit unseren Misserfolgen umgehen, weil seine eigenen Träume zerstört wurden. Er greift ein, wo andere

Leute zu große Angst oder nicht den Mut hätten, sich einzumischen. Wenn Kinder in der Schule irgendwie durchs Netz fallen, packt John French den Stier bei den Hörnern und nimmt es sowohl mit den Lehrern als auch den Eltern auf. Pflgende, die für Eltern und behinderte Kinder Dinge tun, an die niemand ohne Schaudern denken kann – John French setzt sich für sie ein und verschafft ihnen Erleichterung und Atempausen.

Und dann war da die Sache mit Kirsty Black. Alle wussten, dass es zwischen ihr und ihrem Alten alles andere als gut lief. Aber sie hatte sich so gebettet, und wir fanden, so sollte sie nun eben auch liegen. Wenigstens ließ William Black die anderen in Ruhe, solange er seine Wut an ihr ausließ.

Ich muss etwa zwölf gewesen sein, als ich herausfand, wieso William Black, ein Mann, der jederzeit bereit war, mit jedermann und aus jedem beliebigen Grund Streit anzufangen, als BB bekannt war. »Er meint, es bedeutet Big Bill«, erzählte mir mein Vater, nachdem ich zu meinem Pech mitbekommen hatte, wie BB Black vor der Pomesbude einem Mann die Fresse polierte. »Aber alle anderen in Inverbiggin wissen, dass es Bad Bastard bedeutet.« Mein Vater war auch kein Engel, aber seine dunkle Seite war undurchsichtiger. Ich hatte das Gefühl, dass er BB ebenso sehr wegen seines Mangels an Raffinesse verachtete wie aufgrund der Gewalttätigkeit selbst.

Als Kirsty im fünften Monat ihrer Schwangerschaft ihr Baby verlor, wussten wir alle bereits am nächsten Abend, dass es passiert war, weil BB Black sie zu Boden gestoßen und in den Bauch getreten hatte. Wir wussten es, weil Betty McEwan, die Hebamme, es von den Schwestern im Krankenhaus gehört hatte, die offenbar sagten, auf ihrem

Bauch sei der Abdruck seines Stiefels zu sehen gewesen. Aber Kirsty behauptete hartnäckig, sie sei gestürzt, als sie aus der Badewanne stieg. So weit, so gut. Es brachte nichts, die Polizei oder den Sozialdienst einzuschalten, wenn Kirsty es nicht schaffte, für sich selbst einzutreten.

In kleinen Orten wie Inverbiggin dreht sich angeblich alles um die Gemeinschaft, und man kümmert sich umeinander. Aber wir können sicher genauso gut wegschauen, wie man es in den Wohnsilos der großen Stadt tut. Es fiel uns allen überhaupt nicht schwer, in die andere Richtung zu schauen, wenn Kirsty vorbeikam.

Allen außer John French. Er sah die blauen Flecken, er sah, wie Kirsty zusammenzuckte, wenn man sie ansprach, er sah ihre unbeholfene Haltung, wenn ihre Rippen gequetscht und angeknackst waren. Er versuchte, sie zu überreden, ihren Mann zu verlassen, aber sie war zu verängstigt. Sie wusste nicht, wo sie unterkommen konnte, und hatte inzwischen zwei Kinder. Der Pfarrer schlug ein Frauenhaus vor, aber Kirsty hatte fast genauso große Angst davor, unter Fremden sich selbst überlassen zu sein, wie sie sich vor William Black selbst fürchtete. Also sagte Mr French, er würde mit dem Bad Bastard reden, um ihm zu signalisieren, dass jemand über ihn Bescheid wusste. Aber Kirsty bat den Pfarrer eindringlich, die Finger davon zu lassen, und schließlich gab er nach.

All das weiß ich, weil es bei der Gerichtsverhandlung herauskam. Kirsty selbst konnte keine Aussage machen. Sie war zu diesem Zeitpunkt katatonisch. Aber Mr French sagte als Zeuge aus und erklärte dem Gericht, Kirsty habe alle Anzeichen einer Frau aufgewiesen, die durch Gewalt und Angst in einen zombieähnlichen Zustand geraten war. Er berichtete, dass sie beschlossen hatte, ihre Kinder

zu schützen. Dass sie an jenem Freitagabend, als William Black sinnlos betrunken nach Hause gekommen war, um ihr eigenes und das Leben der Kinder gefürchtet, das Küchenmesser genommen und es in seinen weichen Bauch gerammt hatte.

Es war klar ersichtlich, dass die Geschworenen John French toll fanden. Sie hätten ihn gern mit nach Haus genommen und auf den Kaminsims gestellt, nur um des Vergnügens willen, ihm zuhören und zuschauen zu können. Er beherrschte den Gerichtssaal wie ein Surfer, der auf dem Kamm einer Welle der Gerechtigkeit reitet statt auf einer Welle des Whiskys.

Die Staatsanwaltschaft hatte keine Chance. Die Geschworenen entschieden sich für »Mangel an Beweisen«, was die Anklage der vorsätzlichen Tötung betraf, und Kirsty verließ das Gericht als freier Mensch. Mr French musste sich auch in der Folgezeit noch für sie einsetzen, aber am Ende gelang es ihren Anwälten, die Kinder vom Jugendamt zurückzubekommen, und sie kehrten nach Hause zurück. Alle scharten sich um sie. Ich glaube, unsere Schuldgefühle trieben uns jetzt dazu, Kirsty zur Seite zu stehen, weil wir uns nicht um das gekümmert hatten, was vorher mit ihr passiert war. Besser spät als nie, gab uns der Pfarrer eines Sonntags zu bedenken, als er uns seine spezielle Auslegung der Geschichte vom guten Samariter angedeihen ließ. Er ermahnte uns entschieden, dass wir unsere Herzen öffnen und unseren Glauben in Gott setzen sollten.

Es ist aber so mit Leuten wie John French: Wie seine Frau sagte, hat er es verdient, unter guten Menschen zu sein. Wer bereit ist, das Beste von den Menschen zu denken, ist allerdings angreifbar für die, die nur darauf war-

ten, daraus einen Vorteil zu ziehen. Und von der Sorte gibt es einen oder zwei in Inverbiggin.

Nehmen Sie zum Beispiel mich. Seit Jahren liebe ich meinen Mann nicht mehr. Er ist ein grobes, ungehobeltes, dummes Schwein. Nie hat er es gewagt, die Hand gegen mich zu erheben, aber er stößt mich ab. Und was noch schlimmer ist: Er langweilt mich zu Tode. Wenn er einen Raum betritt, nimmt er allem Leben darin die Kraft. Aber *eine* positive Eigenschaft hat mein Mann. Seine Stellung bringt fantastische Versicherungszahlungen im Todesfall mit sich. Und dann ist da noch die schöne, hohe Police der Lebensversicherung. Ehrlich gesagt, das wird jeden Pfennig aufwiegen, den ich für seltene Single-Malt-Whiskys und extravagante Jahrgangswiskys ausgegeben habe.

Ich habe nämlich schon vor einiger Zeit den Samen gelegt. Früher war ich mal in einer Theatergruppe für Amateure. Deshalb spiele ich meine Rolle gut und kann eine schöne Landschaft aus blauen Flecken auf meinen Rücken und meine Rippen aufmalen. Jedenfalls gut genug für einen Mann, dessen Beruf es niemals zulassen würde, die Verletzungen einer Frau allzu genau zu untersuchen. Ich habe ihn mit meinem Handy sogar ein paar Fotos machen lassen. Wenn die später von der Polizei angeschaut werden, wird man nicht viele Einzelheiten erkennen können, was mir gerade recht ist. Und schließlich gibt es ja schon einen Präzedenzfall. Niemand würde es wagen, John French anzuzweifeln, nicht nachdem Kirstys Fall ihn so bekannt gemacht hat.

Dass ich meinen Glauben in Gott setze – das können Sie vergessen. Ich setze meinen Glauben in John French, unseren Whisky-Pfarrer.

Über die Autorin

Val McDermid, 1955 in Schottland geboren, arbeitete lange als Dozentin für Englische Literatur in Oxford und als Journalistin bei namhaften britischen Tageszeitungen. Heute ist sie eine der erfolgreichsten Krimi-Autorinnen Großbritanniens. Ihre Thriller und Kriminalromane, die regelmäßig auf den Bestsellerlisten vertreten sind, erscheinen weltweit in mehr als vierzig Sprachen.

Für ihre verschiedenen Serien um die lesbische Glasgower Journalistin Lindsay Gordon, die Privatdetektivin Kate Brannigan aus Manchester und das Ermittlerduo Tony Hill und Carol Jordan erhielt sie diverse internationale Literaturpreise.

Für ihr Lebenswerk wurde Val McDermid 2010 mit der höchsten Auszeichnung für britische Kriminalliteratur, dem Diamond Dagger der Crime Writers' Association, ausgezeichnet.

Die Autorin engagiert sich für die Gleichstellung von Homosexuellen in der Gesellschaft und lebt heute in der Nähe von Manchester.

Mehr über die Autorin unter www.valmcdermid.com

Lust auf weitere Hochspannung mit

Val McDermid?

Der Sinn des Todes

Kriminalroman

Ein betrunkenen Siebzehnjähriger rast nachts mit einem gestohlenen Auto durch Dundee. Für seine drei Freunde endet die Fahrt tödlich. Der Hooligan überlebt – im Koma, für immer gezeichnet.

Überraschend fördert ein Routine-DNA-Test eine Verbindung zu einem zwanzig Jahre zurückliegenden, ungelösten Mordfall zutage.

Detective Chief Inspector Karen Pirie von Police Scotland, Spezialistin für die Klärung ungelöster Fälle, sieht sich zeitgleich mit einem anderen, ähnlich lange zurückliegenden Fall konfrontiert. Eigentlich dürfte sie gar nicht ermitteln, aber ihr hartnäckiger Sinn für Gerechtigkeit lässt ihr keine andere Wahl.

»Spannungsromane können im besten Fall gesellschaftliche Spiegel sein, und dieser ist so ein Fall.

Er ist dicht, spannend, großartig.«

BRIGITTE Bücher-Extra

DROEMER 